

Stechendes Sonntag-Blatt

der
„Thorner Presse“.
Verlag von E. Pombrowski in Thorn.

N. 1.

2. Quartal.

1887.

Wiedergefunden.

Aus d. Erinnerungen e. engl. Bergbau-Ingenieurs.

[1]

(Nachdruck verboten.)

Amerika ist eine ziemlich weite Adresse," sagte ich, als ich Namen und einzelne Notizen auf ein weißes Blatt meines Taschenbuches einzeichnete, „aber ich will mein Bestes thun, die Berechtigten aufzuspüren, wenn sich anders auf meinem Wege machen läßt."

„Zweifle nicht daran, Herr Wintle," versetzte der alte Advokat, indem er lächelnd seine Nase mit einer Prise regalierte. „Fünfhundert Pfund sind ein Geldchen, das sich mitnehmen läßt."

Damit schloß unsere Unterhaltung.

Zu ging nicht ausdrücklich in der Absicht nach Amerika, die fraglichen Personen aufzufuchen, und stand ebenjowenig in regelmäßigen Diensten der Herren Holt und Grigglass, einer berühmten Advokatenfirma, deren jüngerer Associé mir die betreffenden Nachweise gegeben hatte. Ich war nämlich als Civil-Ingenieur von einigen Kapitalisten beauftragt, ein aufgegebenes Bleibergwerk, das sie in Virginien gekauft hatten, und für dessen Betrieb sie eine Gesellschaft zu gründen beabsichtigten, auf seine Rentabilität zu untersuchen, und da die Herren Holt und Grigglass das Unternehmen mit ihrem Rechtsbeistand zu unterstützen hatten, so benutzten sie zugleich die Gelegenheit meiner baldigen Abreise nach der neuen Welt, um mir zugleich die Besorgung eines anderen, ihnen übertragenen Geschäftes anzuvertrauen.

Es handelte sich dabei um die Auffindung der verschollenen Erben eines großen Grundbesitzes mit beträchtlichen Fonds, die bereits

durch die Massenverwaltung erspart worden waren.

Der Erbe in erster Linie hieß Johann Lechmern Malton, und wenn dieser nicht mehr lebte, so hatten seine mit Franziska R. erzeugten Kinder oder seine Enkel Ansprüche an die Hinterlassenschaft.

Die Geschichte ist lang, aber ziemlich alltäglich.

Es hatte einen General Malton gegeben, einen reichen, hitzköpfigen alten Herrn mit mehreren Söhnen, von denen einer sich mit der Tochter eines cornischen Pfarrers verheiratete, bei dem er sich als Vicar auf die Ordination vorbereitete.

Dieser Schritt weckte den Zorn des alten Soldaten, welcher fortan das junge Ehepaar aufs Grimmiigste verfolgte, und Malton jun. wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sich mit seiner Frau, die wohlfeile Zwischendeckpassage eines Auswandererschiffes benutzend, nach New-York flüchtete.

Man hörte nichts mehr von den Ausgewanderten und würde sich auch nicht weiter um sie gekümmert haben, wenn nicht im Laufe der Zeit außer dem General auch die beiden älteren Brüder gestorben wären; so aber mußte das fideikommissarische Eigenthum, Malton Tower und Lechmern Hall, sammt allem Zubehör an Liegenschaften, vermöge unanfechtbaren Rechtes, dem verstorbenern armen Bruder zufallen.

Vergeblich hatten Holt und Grigglass in den gelesesten Zeitungen Ausschreiben erlassen, vergeblich mit amerikanischen Advokaten und Agenten korrespondirt und ihre gewitztesten Schreiber über den atlantischen Ocean geschickt, um ihre unbekannteren, aber reichen Klienten aufzuspüren.

Von keiner Seite eine befriedigende Antwort, nirgends ein Anhaltspunkt.

Malton Tower und Lechmern Hall blieben unter der Kuratel des Waisengerichtes, und bereits hatten einige entfernte Bettern das unerpriehliche Spiel begonnen, auf dem Wege des Prozeßes sich Einiges von der fetten Beute zuzueignen.



Im Frühling. (Mit Text auf Seite 8.)

Holt und Grigglass wollten zwar keinen Stein unumgekehrt lassen, waren aber nicht sehr jaquiniisch in Betreff der Resultate meiner Nachforschungen, und hielten es dafür sehr am Platze, den Köder von fünfhundert Pfund wiederholt vor meinen Augen glitzern zu lassen, um mich zu den energichsten Anstrengungen anzuspornen.

Doch erst nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Amerika fand ich Muße, des zweiten Auftrags, den mir die Advokaten von Lincoln im Mitgegeben, zu gedenken.

Ich befand mich damals in der Hauptstadt Richmond, und da ich daselbst die Bekanntschaft des schlauesten Distriktschalters, den man in der ganzen Union finden konnte, gemacht hatte, so besprach ich mich mit ihm über den vermissten Erben und bat ihn um seinen Rath.

Freilich gewann ich damit nichts, denn ich glaube, daß Advokat Catkins meine Geschichte eher als einen Mythos aufzufassen geneigt war; jedenfalls versicherte er mir, daß eine solche Nachforschung sich aller Wahrscheinlichkeit nach als hoffnungslos erweisen werde. „Man könne die Auswanderer in zwei Klassen abtheilen,“ sagte er, „in solche, die es vorwärts bringen, und in Verunglückte; die Ersteren kämen zu Grundbesitz und Vermögen, würden Farmer oder Kaufleute, und ihre Söhne könnten im Laufe der Zeit die höchsten Würden und Ehren des Landes anstreben; die Anderen zählten in der Maschinerie des nationalen Fortschritts nur als Muskelkraft und stürben dahin an getäuschten Hoffnungen, jungem Hum oder Sumpffieber, um für immer zu verschwinden aus der Erinnerung der Menschen.“

Und ich möchte darauf eine Wette eingehen,“ sagte Advokat Catkins, „daß diese Maltons, wenn sie je — hem — existirt haben, in diese Kategorie gehören. So ein zarthändiges Herrenjöhnlein mit einer Pfarrersochter, ohne Kapital, ohne nützliche Kenntnisse, ohne ein Handwerk, das ihn ernähren kann — wovon soll er leben? Mit solcher Waare buttert man bei uns keinen Pfannkuchen, Herr Wintle; denn Amerika ist kein Eldorado für verwöhnte Kinder des alten Landes, deren Kopf mit der Leerheit ihres Beutels wetteifert.“

Fünzig gegen eins, daß Ihre Maltons nicht den zweiten Herbst überlebt haben.“

Ich fürchtete in der That, daß der Advokat Recht haben möge.

Indeß waren meine Hauptarbeiten vorläufig zu Ende.

Ich hatte die Minen nach allen Richtungen untersucht, die Stufen chemisch analysirt, Proben des Materials zusammengestellt und nach London geschickt, und mit dem Senkblei die Tiefen der unterirdischen Wasser abgemessen, die zuvor ausgepumpt werden mußten, wenn das große Halifax-Bergwerk je wieder in Betrieb kommen sollte. Mein Bericht war eingekandt und es lag nun den Londoner Kapitalisten, welche bei der beabsichtigten Gesellschaft zu Gevatter stehen sollten, ob, zuzusehen, wie sie in dem weiteren Verkauf mit ihren Gewissen und ihren Börsen zurecht kommen wollten.

So dachte ich denn, meine freie Zeit möglichst in einer Weise zu verwenden, daß sich mit dem Angenehmen auch das Nützliche verband.

Es war Herbst und konnte Weihnachten werden, bis meine Auftraggeber sich über die weiteren Schritte verständigt hatten.

Ich wollte nicht in dem virginischen Tieflande bleiben, sondern sehnte mich nach gesünderer Luft und hoffte dabei gleichwohl Gelegenheit zu finden, ein paar hundert Dollars zu verdienen, mit denen ich meinen laufenden Aufwand bestreiten konnte.

Wenn ich ein paar Monate auf die geognostische Untersuchung des Gebirges verwendete, so mußte es doch ganz unglücklich gehen, wenn ich in einem Distrikte, in welchem die mineralischen Schätze fast noch unbekannt waren, nicht irgend einen nutzbaren Marmorbruch, eine Blei- oder Kupferader, oder ein werthvolles Lager von Eisenerz auffand.

Ich begab mich daher in die große Alleghanykette, durchwanderte ihre Pässe, arbeitete mich durch ihre Schluchten, bestieg die höchsten Punkte und gewöhnte mich dabei gehörig an rauhe Kost, rauhe Nachtquartiere und eben so rauhe Gesellschaft.

Die reine Luft und die Bewegung kamen meiner Gesundheit sehr zu statten und die Landschaft gewährte mir großes Vergnügen, da sie in einzelnen Partien mich an die schönsten Gegenden Tyrols erinnerte; auch machte ich hin und wieder eine in mein Fach einschlagende Entdeckung, die indeß um ihrer rein technischen Natur willen für den Leser kein Interesse haben.

Ein Bergbauingenieur kann es nicht wohl vermeiden, auch mit den schönsten Ausichten den Gedanken an einen Viadukt, Schacht oder Stollen in Verbindung zu bringen und ich gestehe, daß auch mich die so prosaische Anschauung auf Wegen und Stegen begleitete.

Zu Spätherbste stolperte ich eines Tages auf einem Gebirgskarren den rauhen Weg hinunter, der nach dem Städtchen Blueville führt. Mein Kutscher war ein derber Bursche mit einem Vollmondsgesichte, so daß er eher einem englischen oder deutschen Bauernjungen, als dem gewöhnlichen Schläge des jugendlichen Amerika gleichsah und mochte sich mit Denken so wenig den Kopf zerbrechen, als die zottelhaarige Mähre vor seinem Fuhrwerke; aber doch fiel auch ihm die ungewöhnliche Regsamkeit auf, die sich unter den Bewohnern des Städtchens zeigte.

Blueville ist ein kleiner Ort mit einer weißgetünchten Kirche, einigen Kapellen, Häusern aus Rahmenwerk mit Schindelbedachung und hölzernen Kötchen in den Vorstädten, an die noch die Zwergeichen des unkultivirten Landes heranreichen. Aber an diesem Tage war Alles voll Leben.

Männer und Weiber tummelten sich umher wie Ameisen in einem verstorbenen Bau; man hörte Pferdegeknall, das Knarren von Wagenrädern und das Knallen von Peitschen — kurz, es herrschte allenthalben eine gewaltige Aufregung.

Mein Kutscher zerrte fichernd an den Zügeln und rief: „Stät, alter Gaul — thu stät, du Vieh! Alle Hagel, Fremder, in dem Städtlein da geht's zu, als ob's der vierte Juli sei. Stät, Gaul!“

Ich fragte ihn, ob er sich nicht denken könne, was wohl die Veranlassung dieses ruhigen Treibens sei; aber dies ging über seinen Horizont.

Sein höchster Phantasieschwung beschränkte sich auf einen erlegten Bären oder einen Kerl aus dem Osten drüben, den man über dem Aussehen von falschem Gelde erwidert hatte; dagegen mußte er sein Thier so schnell und sicher zu leiten, als es die Beschaffenheit des Weges gestattete.

Dieser wand sich fortkieherförmig den Berg hinab und eine von den Spiralen, welche unmittelbar über Diakon Quail's Laden lag, brachte mir eine höchst auffallende Masse von Felsblöcken, Trümmergestein und Erde in Sicht, die sich wie eine senkrechte Wand erhob und eine Schlucht an dem unteren Theile des Thales vollkommen absperrte.

Dicken fremd an dem Platze, fiel mir dies doch im Augenblicke auf und ich machte meinen Begleiter darauf aufmerksam.

„Alle Hagel,“ versetzte der Bursche, „hat man je so etwas erlebt? 's ist ein Fakt, da hat's einen allmächtigen Kutscher gegeben, so wahr ich Ebenezer heiße. Der Tausend, das Blueviller Volk ist ja ganz aus dem Häuschen. Der dort auf dem Schimmel, der sein Thier wie ein Fockey herumreißt, ist der Älteste Gorham; um ihn her all die Mädels und der alte Nathan Grimes, und der Diakon Quail in Hemdsärmeln, und noch eine Last Leute. Hü, alter Gaul!“

Und er peitschte seine Mähre in einen raschen Trab, der uns bald nach dem Marktplatze hinunterbrachte.

Hier stieg ich vor Oberst Bang's aus Holz gebautem Hotel aus und wurde in Gnaden benachrichtigt, daß ich mit einem Nachtesen und einem Bett versorgt werden könne.

„Was hat's denn gegeben?“ fragte ich die Zimmermagd, eine schwarze Phyllis, welche, mit Ausnahme einer eben so schwarzen Köchin und eines ruhigen Stallknechtes, die einzige im Wirthshause zurückgebliebene Person war.

„Woher diese Verwirrung? Hat der Kutscher, wie man's hier nennt, Häuser oder Menschen beschädigt?“

„Oh, der Kutscher,“ antwortete die Regerin, und ihre dunklen Augen rollten wie die rotirenden Kugeln in einem Planetarium, „er sehr schlimme Geschichte, Sir, schrecklich schlimm. Oh, arm Sweetwater! Puh!“

(Fortsetzung folgt.)

Giebt's Geister?

Erzählung von Hans Heinrich Schelsky.

(Nachdruck verboten.)

Im November war es, an einem Abend, so recht geeignet, dem, welcher in einem traulich erwärmten und erleuchteten Zimmer von freundlichen Gesichtern umgeben ist, die Behaglichkeit der Häuslichkeit nur um so lebhafter empfinden zu lassen — ein Abend, der eine Gesellschaft fröhlicher Freunde nur enger zusammenrücken, die geleerten Flaschen auf dem Tische mit vollen vertauschen und aus Furcht vor dem Heimwege bis spät in die Nacht zusammenbleiben läßt. Es ist ihnen dieses im Grunde auch gar nicht zu verdenken, denn die Straßen der Stadt bieten kein einladendes Bild dar. Die Fußgänger, welche sich mit Regenschirmen und Ueberschuhen bewaffnet durch Sturm und Regen kämpfen, machen eben so trübselige Gesichter, wie die Gaslaternen, die die Frage auszusprechen scheinen, ob es wohl recht und billig sei, sie einem solchen Wetter schonungslos auszusetzen. Unausgesetzt rollen die Wagen; aber der reich gallonirte Kutscher auf dem hohen Sitze der herrschaftlichen Equipage schaut mit eben so verdrießlichem Gesicht darein, wie der sonst so gemüthliche Lenker der Droßelke, der das Regenwasser von seinem Hute schüttelt.

Licht, Wärme und innere Ruhe gehören dazu, um an solchen Abenden nicht in eine düstere Stimmung zu verfallen, denn jede in der Brust wohnende Sorge wird schwärzer durch die dunkle, sternenlose Nacht; schwer wie die Wolken lastet sie auf dem Herzen, und was an einem klaren freundlichen Morgen oft eine leichte Unannehmlichkeit ist, erscheint in solchen Augenblicken als eine kaum zu ertragende Bürde.

Doppelt unheimlich ist es, sich an einem Abend wie der, von welchem wir sprechen, in einsamen, unbewohnten Räumen zu befinden, und es war daher nicht zu verwundern, daß der Baron Hugo von F. finster in einem Zimmer eines alten Jagdschlusses auf und

ab ging, selbst wenn wir nicht wüßten, daß sein Gemüth sich unter dem Drucke eines schweren Kummers befand.

Der Regen schlug in schweren Tropfen gegen die nur schlecht verwahrten Fensterscheiben, die der Sturm in einer unheimlichen Musik erklingen ließ, in gespenstischen Tönen dazu accompagnirend, indem er durch den Schlot des Kamins heulte, so daß die Flamme in demselben der Verjuchung nicht widerstehen konnte, nach diesem Rhythmus einen Tanz aufzuführen; angesteckt von dieser Tanzlust flackernd auch die Lichter auf dem Tische hin und her und erhellten mit ihrem ungewissen Scheine nur schwach das große Gemach.

Ein Blick in das Zimmer genügte, um seine ganze Einrichtung als einer längst verschwundenen Zeit angehörig erscheinen zu lassen, und zwar als eine solche, auf deren Erhaltung nicht viel Sorgfalt verwendet, sondern die unbekümmert dem Zahn der Zeit überlassen ist. Es war ein mehr langes, als breites Gemach, mit einem einzigen großen Fenster, die Wände mit dunklem Holze bekleidet und mit einigen Gemälden geziert, die man bei der ungewissen Beleuchtung garnicht, vielleicht aber auch am Tage nur schwer zu erkennen im Stande gewesen wäre. Das spärliche Ameublement war von schwerem Eichenholze, die hochlehnigen Stühle und der Divan mit Brocat überzogen, dessen ursprüngliche Farbe jedoch nicht mehr zu bestimmen. Man sah es dem Zimmer an, man fühlte es an der Luft, daß es lange nicht benutzt worden, und das weiße frühe Bett war sicherlich nicht früher als der Bewohner selbst in diesen Räumen gewesen.

In der That war auch dieses Zimmer, als eins der wohlhaltensten, von der Kastellanin, die mit ihrem Gatten und einer Magd die einzigen Bewohner des verfallenen Gebäudes bildeten, für den Baron in Stand gesetzt worden, als derselbe zu ihrer unbeschreiblichen Verwunderung in Begleitung eines anderen Herrn daselbst angekommen war.

Es mußte wohl eine Sache von höchster Wichtigkeit sein, die den Baron Hugo von F. veranlassen konnte, zu einer so ungünstigen Jahreszeit seine comfortable Wohnung in der Residenz zu verlassen und sich nach einem mehrere Meilen entfernt liegenden Schlosse zu begeben, das zwar zu seinen Besitzungen gehörte, wohin er aber selbst im Sommer nicht kam und an dessen Existenz er nur durch den alten Kastellan erinnert wurde, der hin und wieder bei ihm vor sprach und um diese oder jene Reparatur bat.

Es war bereits spät, aber der Baron schien noch nicht geneigt, sein Lager aufzusuchen. Mit schweren Schritten, von denen der Boden dumpf wiederhallte, durchmaß er das Zimmer, die düsternen Blicke zur Erde gerichtet. Das draußen tobende Wetter schien ein Echo in seiner Brust zu finden und ein schwerer Seufzer entrang sich seinen gepreßten Lippen.

„Verloren, verloren!“ murmelte er. „Auch der letzte schwache Hoffnungsschimmer verschwunden — und nun plötzlich herausgeschleudert aus Allem, was mir durch die Erinnerungen der Jugend heilig war, was ich von den Vätern ererbte, durch eigene Anstrengungen befestigte und erweiterte. Und siehe es nur auf mein Haupt, das entsetzliche Mißgeschick!“ fuhr er nach einer Pause fort, „ich könnte es ertragen, könnte ihm wie ein Mann die Stirn bieten — aber meine Gattin, die in dem Schoße des Reichthums aufgewachsen, meine Kinder, die für eine Stellung erzogen sind, zu der sie ihre Geburt berechtigt, ich muß sie von ihrer Höhe herabstürzen, zu Bettlern werden sehen! Meine Leute, die mich lieben, unter denen ich aufgewachsen, die mein Vater

mir an's Herz legte, wie sie ihm von seinem Vater übergeben waren, soll ich unter Herrschaft eines Fremden sehen; die Güter, auf deren Verbesserung ich mein ganzes Streben richtete, soll ich in den Händen eines gewissenlosen Abenteurers lassen, der einreißen wird, wo ich baute, zerstören, wo ich schuf. O, mein Gott, mein Gott, es ist ein bitterer Kelch, den ich leeren muß!“ —

Mit diesen Worten warf sich der Baron auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Wohl hatte er Grund, tief bekümmert zu sein: ein schweres Verhängniß lastete auf ihm, zu dessen Verständniß wir den Leser in die Vergangenheit zurückführen müssen.

Der Baron Hugo von F. gehörte einer Familie an, die, wenn auch nicht zu den ältesten, doch zu den edelsten des Landes gezählt werden konnte. Der Urgroßvater, der sich als Landwirth unschätzbare Verdienste um die Verbesserung der Domänen erworben hatte, war vom Fürsten in den Adelsstand erhoben und die Besitzungen, welche er käuflich an sich brachte, auf seinen Wunsch in ein Majorat verwandelt worden. Wie die meisten Menschen, welche durch Fleiß und eigene Anstrengung ein Vermögen und namentlich liegende Gründe erworben, wünschte auch der Freiherr seine Güter nach seinem Tode in einer Hand vereinigt und beabsichtigte, daß, während dieselben auf den älteren Sohn übergingen, der jüngere durch ein baares Vermögen entschädigt werden sollte.

Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Wild, heftig, von zügellosen Leidenschaften, ganz das Gegentheil des Vaters, ergab sich der ältere Sohn einem verschwenderischen, zügellosen Leben, ließ sich in allerlei Handel ein, von denen einer einen jold unglücklichen Ausgang nahm, daß er sich der Ahndung der Gesetze nur durch die schleunige Flucht entziehen konnte.

Der unglückliche Vater, welcher alle seine auf diesen Sohn gesetzten Hoffnungen scheitern sah, wünschte jetzt, daß das Majorat auf den jüngeren, ursprünglich für eine andere Carrière bestimmten Sohn übergehe. Er sandte dem älteren Sohne das nach seinem Tode für den jüngeren bestimmte baare Geld in das Ausland und erhielt dafür von jenem eine in aller Form ausgestellte Urkunde, wodurch er für sich und seine Nachkommen für alle Zeiten jeden Anspruch auf das Majorat aufgab. Von seinen ferneren Schicksalen hatte Niemand wieder etwas vernommen. Der Fürst bestätigte das Uebereinkommen, und die Güter kamen nun nach dem Tode des Vaters in die Hände des jüngeren Sohnes, des Großvaters unseres Freiherrn, der sie trefflich verwaltete und trotz der schweren Kriegsjahre, welche er zu erdulden gehabt, in einem blühenden Zustande seinem Sohne hinterließ, der, als den Vater ein plötzlicher Tod ereilte, seiner Ausbildung halber sich auf Reisen befand und schleunigst zurückgerufen werden mußte.

Der nunmehrige Majorats Herr hatte von seinem Vater oft von den Schicksalen dessen älteren Bruders, soweit er sie selbst kannte, sowie von der von ihm ausgestellten Erbschafts-Urkunde gehört und glaubte dieselbe im Familienarchive aufbewahrt. Wie erschraf er, als sich beim Ordnen der Papiere nirgends eine Spur weder von dieser wichtigen Schrift, noch von jener entdecken ließ, durch welche der Fürst die Genehmigung zu dem Uebereinkommen ertheilt. Er ließ überall Nachforschungen anstellen, die sich als völlig fruchtlos erwiesen. Da jedoch nie wieder die geringsten Nachrichten von dem Bruder seines Vaters eingegangen waren, so beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß höchst wahrscheinlich Niemand existire, der einen Anspruch erheben könne. Wohl drang

sein Freund, der Justizrath S., in ihn, kein Mittel unversucht zu lassen, sich entweder wieder in den Besitz der Urkunden zu setzen, oder, da dies unmöglich schien, andere Schritte zur gesetzlichen Wahrung seines Besitzes zu thun; er war, aus Ehen, eine derartige längst vergessene Familiengeschichte in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, nicht dazu zu bewegen und theilte sie nur seinem Sohne mit.

Es schien auch, als sollten sich die Befürchtungen des Justizrathes niemals verwirklichen, denn während einer Reihe von Jahren war der Baron im ungestörten Besitze seiner Güter geblieben; er ruhte bereits mehrere Jahre in der Gruft seiner Väter, als sich das Ungewitter über dem Haupte seines Sohnes, den wir jetzt in so verzweifelter Stimmung vor uns sehen, zusammenzog.

Den Ueberlieferungen seines Hauses getreu, hatte auch dieser der Verbesserung seiner Güter, dem Glücke seiner Untergebenen, die ihn liebten und verehrten, seine ganze Thätigkeit gewidmet und lebte mit seiner Familie in der glücklichsten Lage, abwechselnd auf dem Lande oder in der Residenz, als plötzlich ein Urenkel jenes verschollenen Otto von F. auftauchte und als ein Sprosse der älteren Linie Ansprüche auf das Majorat erhob.

Der Meinung, daß er ein Betrüger sei, wußte er durch authentische Beweise seiner Geburt und Abstammung entgegenzutreten, wohl aber war er ein Abenteurer, der ganz den ruhelosen Sinn seines Urgroßvaters geerbt und den die Hoffnung, seine keineswegs glänzenden Vermögensumstände zu verbessern, über das Meer und nach dem Stammlande seiner Familie getrieben hatte.

Wußte er nichts von der von seinem Vorfahren ausgestellten Urkunde, hatte er Anfangs nur die Absicht gehabt, durch ein geschicktes Manöver von seinem Verwandten eine Summe Geld zu erlangen, oder war dem schlaun Advokaten, der seine Sache führte, der Verlust der Urkunden bekannt und hatte ihn dieser zur Erreichung seiner Zwecke ausfindig gemacht?

Niemand konnte darüber eine bestimmte Auskunft geben. Genug, der Prozeß wurde eingeleitet und von dem unwillkommenen Eindringling mit der ganzen Energie eines Menschen geführt, der bei dem Ausgange nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hat.

Noch einmal stellte der Baron von F. überall, wo ihm nur eine Möglichkeit erschien, Nachforschungen nach den verlorenen Urkunden an, vergebens setzte er eine Belohnung auf ihre Entdeckung, — sie waren und blieben verschwunden.

Ebenso erfolglos erschöpfte der Freund seines Vaters, der Justizrath S., der ihm als Anwalt zur Seite stand, seinen ganzen Vorrath nicht gewöhnlicher juristischer Kenntnisse — ohne die den Beweis liefernden Papiere war er seinen Begegnern gegenüber machtlos, und hohnlächelnd hatten diese den Vorschlag eines Vergleichs zurückgewiesen, wohl wissend, daß ihnen das Ganze zu Theil werden müsse.

Der Justizrath hatte endlich dem Baron nicht mehr verhehlen können, daß fast jede Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Prozeßes für ihn verloren sei, und mit blutendem Herzen sagte sich der Baron, daß der Augenblick nahe, wo er die Besitzungen verlassen müsse, welche sein Haus ehrenvoll besessen und die er seinem Sohne zu vererben hoffte.

Noch einmal ergingen sich die beiden Männer in Muthmaßungen, wohin die so schmerzlich vermißten Papiere wohl gekommen sein möchten, und endlich warf der Justizrath die Frage auf, ob denn schon in dem alten Jagdschlosse Nachforschungen angestellt wären. Er hatte seinen Freund, den verstorbenen

Baron, oft erzählen hören, daß sein Vater ihn und seine Mutter während des Krieges auf einige Zeit nach jenem abgelegenen Schlosse gebracht, weil er sie hier für sicherer, als auf seinen anderen Besitzungen hielt. Die Voraussetzung hatte sich jedoch als unrichtig erwiesen, und der Aufenthalt auf das Gemüth des noch im Knabenalter befindlichen Sohnes einen so tiefersehütternden Eindruck gemacht, daß der Baron das alte Jagdschloß nie wieder besuchte, nur das Nothdürftigste für dessen Erhaltung that und es verkauft haben würde, wenn er sich hätte entschließen können, etwas von den Besitzungen der Familie zu veräußern.

So war auch sein Sohn selten oder nie dahin gekommen und die Vermuthung des Rechtsgelehrten, daß mit der Familie auch die wichtigsten Papiere dahin gekommen seien, hatte wenig Wahrscheinlichkeit für ihn.

„Und wäre dies selbst der Fall,“ fügte der Freiherr, traurig den Kopf schüttelnd, hinzu, „so ist nur zu gewiß anzunehmen, daß sie bei dem Ueberfalle des Schlosses verloren gegangen sind.“

„Trotzdem rathe ich, den Versuch zu wagen,“ entgegnete der Justizrath, „und mache ich Ihnen den Vorschlag, morgen mit mir dahin zu reisen, um persönliche Nachforschungen zu halten.“

So wenig Zutrauen der Baron auch zu dem Erfolge dieses Unternehmens hatte, war es doch immer ein Hoffnungsanker, und so gab er dem Zureden des Justizrathes nach und fuhr am andern Tage mit ihm nach dem alten Schlosse.

Der unerwartete Besuch erregte nicht geringes Erstaunen im Schlosse. Die alte Kastellanin mußte nicht, wo ihr der Kopf stand und wie sie zwei Zimmer für die Herren herrichten sollte, während die Unterbringung der Pferde und des Kutshers nicht geringere Schwierigkeiten machten.

Dennoch war endlich Alles, und wie es schien, zur vollen Zufriedenheit des Barons hergerichtet, was indeß nicht schwer war, da dieser sich wenig um äußere Dinge kümmerte, sondern in Gesellschaft des Justizrathes und geführt von dem Kastellan, der im Schlosse geboren war und jeden Winkel zu kennen behauptete, die ausgedehntesten Nachforschungen anstellte.

Es war vergebens. Der ganze Tag verging in fruchtlosem Suchen. So viele alte Thüren sich auch in ihren verrosteten Angeln drehten, so viele alte Wandschränke durchsucht wurden — überall Staub, nirgends aber die Dokumente.

Die hereinbrechende Dunkelheit hatte die Herren endlich in ihre Zimmer zurückgetrieben, und nachdem sie das von der Kastellanin zu-

bereitete Abendessen im Zimmer des Barons verzehrt, zog sich der Justizrath in das für ihn eingerichtete Gemach zurück, während sich der Baron, wie wir bereits gesehen, seinen düsteren Betrachtungen überließ.

Eine geraume Zeit mochte er so geessen haben, als er plötzlich durch ein Klopfen an der Thür aufgeschreckt wurde. Zu seiner Verwunderung sah er den Justizrath mit einer Kerze in der Hand in das Zimmer treten.

„Ich glaubte, die Alte wäre hier,“ sagte er gleichsam als Antwort auf die fragenden Blicke des Barons.

„Welche Alte? Ich habe Niemanden gesehen.“

licht erst mit meiner Umgebung vertrauter zu machen und mich nicht eher zur Ruhe zu begeben, bis ich mich vollständig darin orientirt.

Nachdem dies bei Beleuchtung einigermaßen geschehen, setzte ich mich in einen Lehnstuhl und versuchte in einem mitgebrachten Buche zu lesen; die Anstrengungen der Reise und das unausgesetzte fruchtlose Suchen während des Tages mußten mich ermüdet haben; wider meinen Willen sanken meine Augenlider und ich verfiel in einen Schlummer. Ich mochte wohl ziemlich lange geschlafen haben, als mich ein Klopfen an der Thür erweckte.

Erstrocken fuhr ich auf. Es bedurfte mehrerer Minuten, ehe ich mich besinnen konnte, wo ich mich befand; in dessen wiederholte sich das Klopfen, und da ich glaubte, es sei der Kastellan, rief ich ein lautes Herein.

Wie erstaunte ich aber, nicht diesen, sondern ein altes Mütterchen eintreten zu sehen, deren überaus reinliche, saubere Kleidung, von der steiggestärkten Haube bis auf das weiße Brusttuch und die weite Schürze, einer längst vergangenen Zeit angehörte.

Sie begrüßte mich mit höchst zierlichem Ansehn, räusperte sich und begann:

„Am Vergebung, sind Sie der Herr Justizrath S...?“

„Der bin ich, meine gute Frau!“

„Und Sie sind hierher gekommen, um nach vermisten Urkunden zu suchen?“

„Das ist auch wahr; aber leider ebenso wahr, daß wir dieselben nicht gefunden.“

„Das glaube ich wohl, sagte sie mit einem leisen Lachen.“

„Wissen Sie etwa, wo sie sind?“ rief ich auffahrend, „o, so sagen Sie es um Gotteswillen, denn von dem Auffinden dieser Urkunden hängt es ab, ob Herr von F. noch länger im Besitze seiner Güter bleiben soll oder nicht.“

„Freilich weiß ich's,“ versetzte die Alte, „wenn ich wüßte, ob ich's sagen darf, ich habe geschworen, es nicht zu verrathen.“



Jagd auf einen Saifisch. (Mit Text auf Seite 8.)

„Das ist höchst sonderbar! Schade, daß sie mir das, was sie mir jetzt mitzutheilen für gut fand, nicht schon heute Morgen sagte, sie hätte uns vieles unnütze Suchen ersparen können.“

„Sie sprechen in Räthseln, lieber Justizrath, ich verstehe Sie nicht.“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ sagte der Justizrath, indem er sich auf einen Sessel niederließ, „ich weiß doch selbst nicht, wie sich das so schnell zugetragen. Das Zimmer, in welches mich der Kastellan, nachdem ich Sie verlassen, führte, sah mich so düster und gespenstisch an, daß ich beschloß, mich bei Kerzen-

„Wem denn?“

„Der Großmutter des jetzigen Herrn.“

„So können Sie es anbedenklich thun, Sie verhelfen dadurch dem Entel zu seinem Rechte.“

„So hören Sie. Es war in den bösen Kriesjahren, in denen der gute selige Herr, der Großvater des jetzigen, gar viele Drangsale erlitten, als er seine Gemahlin und das junge Herrchen hierher nach dem Schlosse brachte, weil er sie hier für sicherer hielt. Die Gnädige hatte ihre kostbarsten Kleinodien und die wichtigsten Familienurkunden mitgebracht; aber auch hierher drang, der böse Feind. Zur

Handel und Verkehr.



Das mächtigste Band, welches Welttheile und Länder mit einander verbindet, ist der Handel. So war es zwar schon vor Jahrtausenden, aber sicher ist zu keiner Zeit der Verkehr ein so reger gewesen, wie die Neuzeit ihn herangebildet hat, denn was war der Handel des Phönizischen Volkes, welches vor 2000 Jahren alle Theile der damals bekannten Erde allein beherrschte, gegen den Handel der heutigen Zeit! Unser Bild illustriert die hohe Bedeutung desselben so recht treffend durch seine Darstellung der in verschiedenen Erdtheilen gebräuchlichen Verkehrsmittel: Egypten mit seinen Karawanen, Indien mit seinen reichen Schiffs-Frachten, die Alpen mit ihren Pashern und endlich die heute den ganzen Erdball überspannenden Eisenbahn- und Schiffahrtslinien.



einer Nacht, als wir das Schießen schon ganz nahe hörten, berief die Gnädige mich und meinen Mann, ließ uns einen hohen Eid schwören, daß wir nichts von dem verrathen wollten, was sie uns jetzt anvertraute. Dann gab sie mir ein Kästchen von schwarzem Ebenholz, worin die Juwelen und die Papiere lagen, und gebot uns, ihr nach dem großen Saale zu folgen. Hier mußte mein Mann das dritte Bild an der rechten Seite von der Eingangsthüre von der Wand nehmen und eine Oeffnung in die Mauer machen, das Kästchen hineinsetzen und die Oeffnung mit Mörtel wieder verschließen. Hierauf wurde das Bild wieder darübergelassen. Es war die höchste Zeit, denn bald drangen die Soldaten in das Schloß, raubten, plünderten und zerstörten, und von der Zeit schreibt sich auch der Verfall des stattlichen Gebäudes. Die Gnädige konnte sich aber von dem Schrecken nicht wieder erholen, sie kränkelte von der Zeit an und starb bald darauf."

"Das Kästchen aber war wohl verwahrt und Niemand hat es bis jetzt gefunden, denn wir haben unsern Eid gehalten und selbst unserm Sohne, dem jetzigen Kastellan, nichts davon gesagt."

Bei diesen Worten fuhr der Baron, welcher dem Justizrath bis jetzt mit ungläubigem Lächeln zugehört hatte, auf.

"Nein, das ist aber zu toll, die Mutter des Kastellans wollen Sie gesehen haben? Die Alte ist ja 30 Jahre todt."

Der Justizrath wurde bleich.

"Sie haben geträumt," fuhr der Baron fort, "gestehen Sie doch selbst zu, daß Sie, vor Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Was war natürlicher, als daß Sie die Angelegenheit, welche Sie den ganzen Tag über beschäftigte, auch noch in Ihre Träume verfolgte? Auch die Erscheinung der Alten ist nicht wunderbar. Sie haben ihr Bild heute beim Kastellan gesehen, und derselbe hat auch von den Kriegsjahren, deren er sich noch aus seiner Kindheit erinnerte, gesprochen."

Der Justizrath schüttelte den Kopf. "Ich bin kein Träumer und Schwärmer und stets fern von jedem Hange zum Abenteuerlichen und Wunderlichen gewesen; aber diese Erscheinung war mehr, als ein Traum, und hatte doch wieder so gar nichts Geisterhaftes an sich. Die Alte sah so vollkommen menschlich aus, sprach so klar und bestimmt und schritt, als ich ihr sagte, sie möge doch auch zu Ihnen gehen und Ihnen das Geheimniß mittheilen, mit so festen Schritten der Thüre zu, daß ich ganz bestimmt glaubte, sie hier zu finden und mich nur wunderte, daß sie so schnell in dem langen Korridor verschwunden war."

"Daß sie nicht hier ist, sei Ihnen der beste Beweis, daß Sie geträumt haben."

"Ich weiß zulezt selber nicht, was ich denken soll," sagte der Justizrath; "aber Traum oder Erscheinung, ich möchte Sie doch bitten —"

"Doch nicht etwa die Wand untersuchen zu lassen?"

"Allerdings."

"Aber, lieber Freund, welche Thorheit!"

"Meinetwegen, mit der Klugheit sind wir so am Ende!"

"Aber ich mache mich vor meinen Leuten lächerlich."

"Sie kennen den Zusammenhang der Sache nicht."

"Es ist nutzlos."

"Bei so vielen nutzlosen Versuchen kommt es auf einen mehr nicht an, — und kurz und gut, ich erkläre Ihnen, daß ich das Schloß nicht eher verlasse, bis ich die Mauer unter dem dritten Bilde im Saale des Erdgeschosses untersucht habe."

Wohl oder übel mußte ihm der Baron das Versprechen geben, und nur mit Mühe gelang es diesem, bis zum andern Morgen die Ungeduld des seltsam aufgeregten alten Herrn zu zügeln, der sich jedoch nicht in sein einfaches Gemach zurückbegeben mochte, sondern es vorzog, sich für diese Nacht in einem der Lehnstühle im Zimmer des Barons einzurichten.

Mit Hilfe des Kastellans, dem man jedoch nichts von dem seltsamen Besuche seiner seligen Mutter sagte, wurde am nächsten Morgen das bezeichnete Bild von der Wand gehoben.

Der Baron schlug gegen die Mauer und fuhr fast erschrocken zurück, als sie hohl klang. Schnell wurde mit den mitgebrachten Werkzeugen das Feld eingeschlagen. Es bedurfte keiner großen Anstrengung; der Mörtel gab nach, und in der entstandenen Oeffnung zeigte sich das Kästchen.

Weder der Freiherr, noch der Justizrath zweifelten mehr an dem Inhalte desselben. Sie öffneten es erst, als sie allein waren, und neben kostbaren Geschmeiden fanden sie die noch werthvolleren Urkunden darin vor. —

Mit ganz anderen Gefühlen kehrte der Baron nach der Residenz zurück, wo ihn die Seinen in banger Spannung erwarteten.

Mit den Waffen so untrüglicher Beweise geschlagen, mußte sein Gegner natürlich beschämt das Feld räumen.

Baron Hugo von F. war jedoch nicht der Mann, Jemanden, welcher seinen Namen trug, gleichmüthig einem ungewissen Schicksal zu überlassen. Er unterstützte seinen Verwandten reichlich und war ihm behüllich, sich in dem Lande anständig zu machen, das sein Urgroßvater einst im wilden Taumel der Leidenschaft verlassen.

Das alte Jagdschloß wurde gänzlich erneuert, und der Baron verlebte in jedem Sommer dort mehrere Wochen mit seiner Familie. Ein so oft und gern gesehener Gast der Justizrath S. . . aber auch sonst in seinem Hause war, konnte sich derselbe doch nie entschließen, jemals einer Einladung zu folgen, die ihn nach dem Orte geführt hätte, wo ihm das seltsamste Räthsel seines Leben entgegengetreten war.

Die beiden Männer sprachen nur selten über das Ereigniß. Ob der Justizrath geträumt, ob er eine Erscheinung gehabt, ist unaufgeklärt geblieben und wird es ewig bleiben; denn wer vermag zu sagen, ob es eine Brücke giebt, die das Diesseits mit dem Jenenseits verbindet, ob nicht?

Entwicklung des Schiffbaues während der letzten 50 Jahre.

Die Philosophische Gesellschaft in Greenock pflegt anlässlich des Geburtstages von James Watt alljährlich eine außerordentliche Versammlung abzuhalten, in welcher Vorträge über Marineangelegenheiten und insbesondere über Thematata, die auf Schiffsbau und Dampfmaschinen Bezug haben, gehalten werden.

In der letzten Versammlung war das Thema: "Die Entwicklung des Schiffbaues während der Regierung der Königin Victoria," über welches Herr Robert Duncan aus Port Glasgow einen langen Vortrag erstattete, der auch weitere Kreise interessiren dürfte und dem wir das Folgende entnehmen.

Wie der Redner auseinandersetzte, ist die Erfindung der Dampfmaschine die Veranlassung zu allen den Veränderungen gewesen, die in neuerer Zeit im Schiffbau vorgenommen worden sind. Zwar wurden schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, nachdem man die Watt'schen Maschinen mit Erfolg

auch in Bergwerken und Fabriken zur Anwendung gebracht hatte, hier und dort Versuche gemacht, sie auch zur Fortbewegung kleiner Fahrzeuge mit Schaufelrädern zu benutzen; ein derartiges größeres Experiment wurde jedoch erst im Jahre 1812 unternommen, als Henry Bell seinen Dampfer "Comet" baute, und mit demselben eine regelmäßige Passagierfahrt zwischen Glasgow, Greenock und Helensburgh einrichtete. Das Beispiel fand bald Nachahmer, denn schon nach wenigen Jahren konnte man überall in Großbritannien, sowie auf Reisen nach Irland und dem Kontinent zahlreiche Raddampfer finden, die theils Passagiere und Ladung beförderten, theils auch als Schlepper Verwendung fanden. Damit hatte man den Anstoß zum Bau von Schiffsmaschinen gegeben, und die erforderliche Absperrung der Maschinen und Kessel behufs Verstärkung und Verbesserungen für die Seefahrt führte wieder zu Erfindungen bezüglich der Gerätschaften und Werkzeuge zur Herstellung der Maschinen, sowie bezüglich der Letzteren selbst. In dem Schiffskessel der damaligen Zeit hat man das ursprüngliche Modell des eisernen Schiffes selbst, denn nunmehr kamen die Kesselschmiede auf den Gedanken, daß die Hülle des Kessels ebenso gut, wie sie das Wasser im Innern hielt, dasselbe auch abhalten könne. Zwar waren schon früher kleine eiserne Fahrzeuge für Kanalschiffahrt gebaut worden, allein bis zum Jahre der Thronbesteigung der Königin war das Experiment auf Seefahrten noch nicht ausgedehnt, ja es wurde sogar nicht für möglich gehalten, daß man eine Reise über den Atlantik ausschließlich mit Dampf würde machen können. So ganz Unrecht hatte man mit diesen Zweifeln übrigens nicht, denn die Dampfmaschine der damaligen Zeit war, im Vergleich zu derjenigen der Jetztzeit, ein sehr rohes Ding, namentlich soweit die Kessel in Betracht kamen, die ungeheure Mengen von Feuerungsmaterial vergeudeten, und es war daher schon ein ganz erheblicher Gewinn, als man die Kessel im Jahre 1846 soweit vervollkommnet hatte, daß der Kohlenkonsum per indicirte Pferdekraft sich von 9 auf 6 Pfund stündlich verringerte.

Auch die Schraube war im Jahre 1837 noch fast vollständig unbekannt, da bisher nur erst Versuche mit derselben angestellt worden waren. Dagegen wurde in dem genannten Jahre das erste eiserne Schiff in Lloyd's Register eingetragen und erst drei Jahre später machte der erste Schraubendampfer, der "Archimedes", seine erste Fahrt um die britischen Küsten. Inzwischen hatte sich aber die Dampfschiffahrt auf den Flüssen, an den Küsten, sowie im Kanal ganz außerordentlich entwickelt und, wie die seit dem Jahre 1829 im Gange befindlichen Eisenbahnen, ganz erheblich zur Erschließung und Entwicklung des Binnenhandels beigetragen. Ferner waren Postdampferverbindungen nach dem Kontinent, nach dem Mittelmeer und selbst nach Indien eingerichtet worden, die für damalige Verhältnisse recht günstige Resultate erzielten, und 1838 fanden auch die ersten Dampferfahrten über den Atlantik statt, indem der "Sirius" und der "Great Western" etwa zur selben Zeit um die Mitte des Jahres die Reise nach und von New-York in resp. 14 und 17 Tagen vollständig unter Dampf zurücklegten. Damit war das Problem der Ozean-Dampfschiffahrt gelöst; die weitere Entwicklung derselben war nur eine Frage der Zeit und des Geldes.

Mit der Einführung der Dampfmaschinen auf den Schiffen hat sich eigentlich erst der wechselseitige Handelsverkehr zwischen den verschiedenen Nationen entwickelt, vorher war derselbe verhältnismäßig gering. Gab es im Jahre 1837 im ganzen Vereinigten Königreiche

doch nur 230 Rauffahrteischiffe von mehr als 500 Tons und nur 1 eisernes Schiff von 50 Tons Raumgehalt, das die „Glyde“ von Glasgow nach Grenock befuhr und von den Leuten mit einer gewissen Verachtung betrachtet wurde. Damals mußten die Eisenschiffbauer wohl einen Kessel und ebenso auch den Rumpf eines Schiffes wasserdicht herzustellen, aber es war ihnen noch vollständiges Geheimniß, daß auf diesen Rumpf auch ein Deck mit den erforderlichen Luken gesetzt werden könnte, und erst Jahre nachher kam man auf den Gedanken, daß ein eisernes Deck sich ebenso gut und in manchen Beziehungen noch besser bewähren würde, als ein hölzernes. Später ging man dann auch zu den eisernen und stählernen Masten und Raaken, sowie zum Drahttauerwerk über. Und mit dem Beginn des Eisenschiffbaues ging die Arbeit von den Zimmerleuten, welche nicht die nöthigen Werkzeuge und die erforderliche Schulung für jenen besaßen, an die Kesselschmiede über, so daß die Schiffzimmerleute, wenn sie die Arbeit nicht gänzlich verlieren und sich, wie die Weber und Spinner durch Webe- und Spinnmaschinen, nicht brotlos gemacht wissen wollten, sich dieser neuen Thätigkeit zuwenden mußten. Glücklicherweise ist ihnen dies nicht schwer geworden, und die Schiffbau-Industrie nahm einen so außerordentlichen und raschen Aufschwung, daß alle regelmäßige und bessere Beschäftigung fanden, als sie je vorher gehabt hatten.

Auf die Pläne und Verhältnisse der Schiffe hatte die Entwicklung des Eisenschiffbaues eine beträchtliche Zeit keinen Einfluß und es dauerte ziemlich lange, bis man entdeckt hatte, daß Proportionen, die bei hölzernen Schiffen höchst gefährlich sein würden, sich bei Eisenbauten gut bewährten. Die Entwicklung der Länge im Verhältnis zur Breite und Tiefe erreichte ihre Grenze vor etwa 30 Jahren, als die Länge das Zehnfache der Breite betrug; dies Verhältnis wurde etwa 20 Jahre beibehalten, bis dann der bekannte Ingenieur Froude durch seine Experimente an Modellen von Kriegsschiffen bezüglich der Wirkung der Verhältnisse und Länge auf Widerstand und Schnelligkeit die Vortheile einer größeren Breite nachwies.

Wie bereits erwähnt, gab es im Jahre 1837 nur verhältnißmäßig wenig Schiffe von mehr als 500 Tons Raumgehalt, und ausschließlich der Fahrzeuge der Ostindischen Kompagnie, die bekanntlich mehr den Charakter von Kriegsschiffen als von Handelsschiffen trugen, kein einziges von mehr als 1000 Tons Gehalt. Der erste Dampfer, welcher die Reise um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien antrat, die „Enterprise“, hatte nur 122 Fuß Länge und war ebenso viel auf seine Segel, wie auf seine Maschine angewiesen; ebenso waren von den ersten Dampfern, die die Fahrt über den Atlantik machten, der „Royal William“ 1839, nur 175, der Cunarddampfer „Britannia“, 1840, 207 Fuß lang. In derselben Zeit wurde in Bristol der Dampfer „Great Britain“ gebaut, dessen Fertigstellung von 1840—1845 dauerte und dessen Dimensionen, obgleich die Länge ebenfalls kaum 300 Fuß betrug, als so enorme betrachtet wurden, daß man dem Schiffe 6 Masten geben zu müssen glaubte. Der „Great Britain“, der noch jetzt existirt, war auch der erste große Dampfer, welcher mit einer Schraube ausgerüstet wurde. Im Laufe der Jahre wurde die Länge der Dampfer immer mehr vergrößert, bis man im Jahre 1870 400 Fuß bei dem derzeit größten transatlantischen Dampfer erreichte; jetzt besitzt man schon verschiedene Ladungsdampfer von dieser Länge, während bei Passagierdampfern die Länge von 500 Fuß bereits überschritten ist. In derselben Weise, wie die Dimensionen der

Schiffe zugenommen haben, ist auch der Dampfdruck, unter welchem die Maschinen arbeiten, gesteigert worden. Im Jahre 1837 war der höchste Druck 10 Pfund auf den Quadrat Zoll; allmählig steigerte derselbe sich im Laufe der Jahre bis auf 30 Pfund, bis er etwa um das Jahr 1870 mit der Einführung der Compound-Maschinen einen plötzlichen Sprung bis auf 60 Pfund machte. Damals nahm man an, daß man damit etwa die höchste Grenze erreicht habe, allein mit Hülfe der weiteren Erfindungen und Verbesserungen ist man jetzt so weit gekommen, daß ein Druck von 150 Pfund bei den Triple und Quadruple Expansionsmaschinen gar nichts Seltenes mehr ist, und daß sogar Kessel hergestellt werden, die auf 180 Pfund Druck berechnet sind. Entsprechend der gesteigerten Längenverhältnisse der Dampfer hat auch deren Schnelligkeit zugenommen und zwar lehrt die Erfahrung, daß ein besonderes Verhältniß zwischen der Fahr- geschwindigkeit und der Länge der Schiffe besteht, und daß letztere, um eine gewisse Schnelligkeit zu erzielen, unter ein gewisses Minimum nicht hinabgehen darf, wenn nicht eine Vergeudung von Kraft stattfinden soll. Nach den Erfahrungen des Vortragenden gilt bezüglich dieses Minimums die Regel, daß die Länge eines Dampfers in Fuß nicht geringer sein darf, als das Quadrat der gewünschten Schnelligkeit in Knoten. Eine größere Länge kommt der letzteren zu Gute, eine geringere schädigt sie, wie die Leistungen aller neueren Dampfer beweisen, die bezüglich der Länge sämmtlich über das Minimum hinausgehen. Wollte man also eine Fahr- geschwindigkeit von 10 Knoten erzielen, so müßte der Dampfer mindestens 100 Fuß Länge haben, bei 12 Knoten würde das Minimum 144, bei 15 Knoten 225, bei 18 Knoten 324 und bei 20 Knoten 400 Fuß betragen. In demselben Verhältniß wären Schnelligkeit und Länge weiter zu steigern, und man würde nach der Ansicht des Herrn Duncan, dem man in dieser Beziehung ein richtiges Urtheil wohl zutrauen darf, eine Fahr- geschwindigkeit von resp. 27½ und 30 Knoten bei den transatlantischen Schnelldampfern nicht eher erreichen, als bis man den letzteren eine Minimallänge von 625 resp. 756 und 900 Fuß gegeben hat. Daß man mit der Zeit auch zu diesen riesigen Dimensionen kommen werde, wird von Herrn Duncan nicht bezweifelt.

Der Sonnabend i. d. Arbeiterviertel Berlins.

(Nachdruck verboten.)

Auf den Sonnabend Abend konzentriert sich die Sehnsucht des Arbeiters in der ganzen Woche. Bei allen Anstrengungen, mit denen er sich während sechs langer Arbeitstage um das tägliche Brod müht, leuchtet ihm die Aussicht auf den Sonnabend Abend: Er muß ja kommen, der Ersehnte und ihm folgt der Sonntag mit seinen Kremserfahrten, mit den wunderschönen Ausflügen nach dem Grunewald — nach Treptow und Pankow — in die Hafenhaiden und wie die Vergnügungsorte alle heißen, die wie ein Kranz die Millionenstadt Berlin umgeben. — — — — —

Wer kann es wohl dem fleißigen Arbeiter nachfühlen, dieses Bonnegesühl, wenn ihm am Sonnabend Abend der Lohn für die Mühen der ganzen Woche ausgezahlt wird!

Vergessen sind in diesen Minuten die Schweißtropfen, die während unaufhörlichen Schaffens auf seiner Stirne geperrt, er weiß nur das Eine: Die Lohnungstunde ist da!

Wie das so behaglich kimpert in den Taschen der geflickten und gestopften Beinkleider. —

D, eine schönere Musik giebt's doch nicht, als das Aneinanderklängen von silbernen Markstücken, denen auch noch mancher ehrwürdige Thaler beigeleitet ist! Freilich, lange erfreut sich der schlichte Mann aus dem Volke nicht an dem Gedanken: „Ich trage ein kleines Vermögen mit mir herum!“ Denn vor dem Thor seiner Arbeitsstätte oder der Fabrik, in welcher er beschäftigt ist, erwartet „Mutter“ ihn schon, die Frau Geliebte mit dem mächtigen Korb auf dem Arm. „Kannst nur gleich abladen, Vater,“ meint sie und zieht das große Portemonnaie aus der Tasche, mit dem sie sich, bevor sie es dem Gatten reicht, im urwüchsigem Humor der Berlinerinnen die Augen wäscht, zum Zeichen, daß auch kein Pfennig mehr darin.

Vater seufzt, aber er weiß, daß in Geldsachen alle Freundschaft mit seiner Alten aufhört und so gehorcht er. Dann reicht er mit sonnabendabendlicher Galanterie der Frau Gemahlin den Arm und im gemüthlichsten Geplauder trollen sich Beide ihres Weges.

„Mutter, aber det sage id Dir — zuerst geht's zu „Petten“ — ohne meine Silberne gehe id morgen nicht in die Haidel!“

So wird denn vor allen Dingen die Taschenuhr eingelöst, die am Mittwoch verpfändet werden mußte. Dann aber richten sich die Schritte dieser beiden glückseligen Menschen nach dem Sonnabend-Abendmarkt, der seine Rechte aufrecht hält, trotz der Markthallen.

Aber welch' ein Leben herrscht hier! Man sieht nichts als frohe Gesichter, hört nichts als drollige Reden. Und gekauft wird — gekauft —! Die Händler wissen wohl, daß sie am Sonnabend Abend selbst die schlechteste Waare an den Mann bringen und es ist fast unbegreiflich, wie hier das so unendlich sauer verdiente Geld verausgabt wird. In der Freude, heute die Börse gefüllt zu wissen, kauft die Arbeiterfrau selbst das Unnöthigste und der Mann drängt sie noch dazu. Dit wissen diese Leute ganz genau, daß schon Montags wieder die bittere Noth bei ihnen Einkehr halten wird, aber am Sonnabend müssen theure Blumensträuße gekauft werden und noch Vieles, Vieles, was noch unsinniger ist, für den, der sich im Schweiß seines Angesichts sein Geld verdient.

Der niedere Arbeiterstand — das Proletariat kann nicht rechnen und wird es nie lernen. Fragen wir uns aber: „Und weshalb denn nicht?“ so ist die Antwort darauf leicht gegeben: „In jedem Menschen lebt die Sehnsucht nach Glück! Wenn der Begriff auch ein sehr relativer ist. Auch der Arbeiter, der während sechs langer Tage nichts weiter als eine Maschine gewesen, er will wenigstens während weniger Stunden ganz das Gefühl genießen, ein freier Mensch zu sein, dazu aber gehört für ihn auch das Geldausgeben. Er will nicht immer Ambos sein, den Hammer zu repräsentiren scheint ihm auch einmal angenehm, so ruft er zuletzt mit Stentorstimme noch eine Droschke heran: „Weshalb mit all' dem Krimskrams nach Hause gehen,“ jagt er, auf die mächtige Kalbskeule deutend, die Mutter gekauft und das Obst und das Gemüse, die Blumen und den Kuchen. Während er dann selbst mit dem ganzen Stolz, den ihm das Gefühl giebt, es heute haben zu können, dem Kutcher das Fahrgeld und noch einen Trinkgroßchen dazu reicht, ruft er einem halbwüchsigem Burischen zu, der um den Wagen herum lungert: „Du kauft Dir auch 'nen Großchen zu 'ner kleinen Weißen verdienen, Luntrus — da hilf der Madame die Bagage in den Wagen legen!“

Das ist der Sonnabend Abend in einem Arbeiterviertel! Schade nur, daß nur „ein“ Sonntag folgt und mit dem Montag die ganze Misere des Lebens wieder ihren Anfang nimmt,

Im Frühling. (Zu unserem Bilde auf Seite 1.)

Sieh! o sieh die Wunderpracht!
Alles Alte jung gemacht;
Alles Todte neu belebt;
Wie sich's dehnt und reckt und hebt!
Jedes Gräschen, jedes Blatt
Atmet neu und liebt sich satt.
Hier das Weilchen, dort die Primmel;
Ist's die Erde? Ist's der Himmel?
Ist's die Sonne? Ist's die Luft?
Die zu neuer Lieb' sie ruft?
Fragest du, so sagen sie:
„Es ist Gottes Alchemie.“

Geistesgegenwart. Der Dichter Lemierre verließ eines Abends, allein und spät, ein Souper. Ihn begegnete ein großer, baumstarker Mensch, entweder ein Händelfucher oder ein Dieb, und fragte ihn mit barscher Stimme: „Wie viel zeigt Ihre Uhr? Lemierre schlug auf seinen Degen und erwiderte: „Sehen Sie selbst zu, hier ist der Zeiger!“

Nach dem Leben trachten. „Ich muß die Stadt verlassen,“ sagte ein bekannter Schuldenmacher. — „Warum denn?“ fragte sein Freund. — „Die Gastwirth hier trachten mir nach dem Leben.“ — „Wie so?“ — „Sie wollen mir keine Speisen mehr ohne Bezahlung geben und da muß ich verhungern.“

Guter Rath. Türenne sagte zu einem Offizier, der ein großer Schwächer war: „Ich will Ihnen einen guten Rath geben: So oft Sie Lust zum Reden haben, schweigen Sie!“

Lebensüberdrüssig. Eine etwas geizige Wirthin sah ärgerlich, daß ein Fuhrmann, der regelmäßig bei ihr einkehrte, ihrer Meinung nach zu viel Zucker in den Kaffee that. Als es wieder einmal geschah, konnte sie sich nicht enthalten zu sagen: „Zucker ist eben das Gesündeste nicht!“ — „Schau, schau,“ sagte der Fuhrmann, indem er vor sich hinlachte und mit der ganzen Hand in die Zuckerdose griff, „s ist mir lieb, daß ich's halt weiß, denn's Leben ist mir so leid.“

Taktisch. Student A.: „Wie kommst Du nur dazu, den Mediziner eben anzupumpen. Du hast doch genug Geld bei Dir?“ — Student B.: „Ach, das war nöthig, sonst hätte mich der unfehlbar angumpft!“

Auf der Pferdebahn. Dame: „Herr Kondukteur, das ist hier aber eine sehr harte Bank!“ — Kondukteur: „Warten Sie nur einen Augenblick, es kommt gleich eine Weiche....“

Palindrom.

Wer hat gehört, geseh'n, gelesen,
Was heute hier mein Räthsel bringt,
Von einem komisch-eigen Wesen,
Von dem die Wahr' gar seltsam klingt?

Im Ganzen hat es nur zwei Glieder,
Doch theilet jedes sich sogar
In zwei ganz gleiche Arme wieder,
Ein Herz umschließt dann jedes Paar.

Man mag es theilen und zerstück'n
Und seine Glieder auch verdreh'n
Und umgekehrt zusammensücken,
So bleibt's doch als dasselbe steh'n.

Du glaubst wohl, wenn du dies gelesen,
Daß ein Polyp sich sehen läßt.
Doch Fleisch und Blut, ein lebend Wesen
Ist's ohne Höhle, Haut und Rest.

Kann mir's der Leser noch nicht sagen,
Obgleich er wohl das Wesen kennt?
Gebuld bis zu des Frühling's Tagen,
Wo's selber seinen Namen nennt!

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Homonym.

Auf Würfeln giebt es zwar nicht viel,
Doch zählt es mehr beim Kartenspiel;
Den alten Römern war's bekannt,
Als Kupfermünze so genannt;
In Apotheken fehlt es nicht,
Auch nennt man es als Goldgewicht;
Und musikalisch ist's bekannt,
Als Ton und Zeichen so genannt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Logisch.



Vater: „Und das sage ich Dir ein für alle Mal: was ich befehle, muß ohne Widerrede und sofort geschehen.“

Tochter: „Ja, da hast Du leicht befehlen, wenn ich sofort stillschweigen muß.“

Aus der Schule. Lehrer: „Sag' mal, Fritze, warum nennt man diesen Baum Trauerweide?“ — Fritze: „Weil er neben der Schule steht und Sie sich die Gerten davon abschneiden.“

Die größere Närrin. Zwei rangsüchtige Damen stritten sich ein, welche von ihnen zuerst das königliche Gemach betreten solle. Der geistreiche Fürst entschied: Die größere Närrin geht voraus.

Mutterwitz. Warum sagt man immer nur Mutterwitz, und nie Vaterwitz? Weil, wenn der Mann witzig ist, er erst durch die Frau gewitzigt worden.

Preis-Räthsel.

Mit A bin ich ein spitzes Ding,
Zu manchem Dienste tüchtig;
Oft ist mein Werth nur sehr gering,
Doch bin ich Vielen wichtig.

Wer mit dem E mich hören soll,
Dem ist nicht gut zu Muth; —
Das Schlechte hat verdient mich wohl,
Oft leider treff' ich's Gute.

Ich bin — das erste Zeichen fort —
Ein Stand in vielen Landen,
Doch bin ich auch an jedem Ort
Bei edlem Sinn vorhanden. C. B.

Unter den bis zum Erscheinen von Nummer 3 eingehenden richtigen
Auflösungen wird gelooft und erhält der Gewinner
zwei schöne Geldruckbilder (Nendants).

Die Auflösungen sind an die Expedition unserer Zeitung zu richten.

Scherzaufgabe.

Welcher Handelsmann schlägt am
wenigsten auf seine Waare?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Jagd auf einen Haifisch. Unser Bild auf Seite 4 führt uns eine Jagdszene eigener Art vor Augen, wie sie in den asiatischen Gewässern gebräuchlich ist: die Jagd auf Haifische. Die Jäger belauern das Opfer, welches durch seine Bewegungslosigkeit leicht erkennen läßt, daß es schläft. Das Jagdgeräth ist die Harpune, die der Jäger mit außerordentlicher Sicherheit zu werfen weiß. Dieselbe ist mit einem Seile verbunden, an

welchem der Hai, der in Folge der Verwundung wild wird und sich zu befreien trachtet, durch den Blutverlust ermattet und leicht zum Lande gebracht werden kann. Die Jagd ist nicht ungefährlich und muß mit größter Kaltblütigkeit und Vorsicht ausgeführt werden, namentlich dürfen die Angreifer sich dem Thiere nicht zu weit nähern, weil dasselbe bei der geringsten Unvorsichtigkeit der Angreifer deren Boot mit einem Schlage des Schwanzes umwerfen kann. Das Fleisch des Haifisches hat einen zarten, dem Kalbfleisch ähnlichen Geschmack und wird gern genossen.

Leicht erklärlich. „Aber lieber Herr Schoppenstürzer, Sie sind ja schon wieder betrunken!“ — „Ich betrunken? Woraus schließen Sie das, Lieber?“ — „Sie können ja nicht gerade stehen!“ — „D, wenn es das ist, Bester! Das kommt daher, daß ich in der linken Tasche den Haus Schlüssel und in der rechten kein Geld mehr habe: dadurch ist das Gleichgewicht gestört.“

Leichte Cigarren. Der Diener eines Gutsbesizers kam in die Stadt, um für diesen eine Kiste Cigarren zu kaufen. Auf die Frage, ob er schwere oder leichte wünsche, entgegnete er: „Geben Sie mir nur leichte, denn ich habe sie ein paar Meilen weit zu schleppen.“

Der eingekandelte Leichtsin. Die Gattin: „Ich bitte Dich, Oskar, spare mit dem Gelde, Du kaufst so viele unnütze Dinge, ich finde dies sehr leichtsinnig von Dir.“ — Der Gatte: „Ich glaube, Du thust mir Unrecht, jetzt bin ich es nicht mehr, vor zehn Jahren, als ich Dich heirathete, da war ich sehr leichtsinnig, das ist wahr!“

Hauswirthschaftliches.

Schonung der Emaille in Kochgeschirren. Das beste und wohl auch einzige Mittel, das Abspringen der Glasur von emailirtem Kochgeschir zu verhüten, ist vorsichtige Behandlung der Gegenstände. Läßt man Wasser oder Brühe in denselben bis auf eine winzige Kleinigkeit am Boden einkochen, so darf man sich nicht wundern, wenn die Glasur an den trocken liegenden Wänden bei starker Hitze Sprünge bekommt. Noch schädlicher wirkt das plötzliche Vollgießen mit kaltem Wasser; fast kein Dienstmädchen (aber auch manche Frau nicht) achtet darauf. Man muß warmes Wasser nachgießen oder das Gefäß erst verkühlen lassen. Daß das Fallenlassen oder Herunterwerfen auch Sprünge verursachen kann, ist natürlich; wo aber erst Sprünge sind, fällt auch bald ein Blättchen Glasur heraus, und so geht es weiter.

Logogriph.

Was die Natur erzeugt in ihrem Reiche,
Es wird mein Raub.
Die Särge löst' ich, löse selbst die Leiche
Zum trüben Staub.

Raubst du mein letztes Zeichen: ich entschwebe
Im flücht'gen Schwung;
Du bist mein Ziel, du bist's wonach ich strebe,
Veränderung!

Nimmst du mein erstes Zeichen auch: ich singe
Im holden Ton
Der Heldenkraft, der ich begeistert klinge,
Den schönsten Lohn.

Und giebst du mir mein letztes Zeichen wieder:
Mein silbernes Blut
Stürzt sich, ein breiter Strom, zur Dürre
Zu tiefer Fluth. [nieder]

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Scherwin's Verlag, A.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22.